Bunte Kriegs-Chronik aus deutschen Landen

Die deutsche Krieger-Weihnacht.

Eines Franzosen Bericht.

Tief ergriffen lauschen der Offizier und seine Jäger den deutschen Liedern.

Der französische Kavallerie-Offizier Marcel Dupont hat Berichte für den „Correspondent" geschrieben. Es ist eine ergreifende Schilderung deutscher Kriegerweihnachten dabei, der wir folgende Stellen entnehmen:

Die heilige Nacht ist angebrochen. Ich springe auf die Erdstufe. Wirklich, an drei verschiedenen Orten, weit weg von uns, scheinen Lichter. Während ich aufmerksam hinsehe, errate ich den Grund dieser ungewöhnlichen Beleuchtung. Es sind enorme Tannen, die man im Schutz der Nacht dorthin gebracht hat und die wunderbar erleuchtet sind. Mit dem Feldstecher kann ich sie genau unterscheiden, ich sehe sogar die Schatten, die darum tanzen. Ein Murmeln und ferne Freudenrufe dringen bis zu uns. Wie das alles gut vorbereitet ist! Sie haben sogar elektrisches Licht in den Zweigen der Weihnachtsbäume, um zu vermeiden, daß unsere Artillerie sie als bequemen Zielpunkt benütze. Wirklich verlöschen auch von Zeit zu Zeit alle Lichter derselben Tanne unvermutet und entzünden sich erst wieder nach einigen Minuten. Aber wir erzittern, als plötzlich über der gewaltigen Ebene ein ernster Gesang ertönt. Erinnerung an ähnliche Chöre, die wir in Bixschote in tragischen Momenten gehört haben. Das sind dieselben reinen und harmonischen Stimmen, die jetzt einen Choral singen und im Norden, vor dem Hurra des Sturmangriffs, in Vaterlandslieder ausbrachen. Aber hier fürchten wir nichts dergleichen. Man hat den Eindruck, daß das Gebet nicht nur hier, unserem Graben gegenüber, psalmodiert wird, sondern daß es sich unendlich weit über unsere besetzten Provinzen ausdehnt, über unsere Champagne, unser Lothringen, unsere Picardie und daß es von der Nordsee bis an den Rhein ertönt. Der Schützengraben hat sich geräuschlos belebt. Die Mannschaften sind wortlos aus ihren Deckungen aufgetaucht und jetzt stehen sie alle auf der erhöhten Erdbank. Und jetzt erklingen, wie auf Befehl, auf der Linie der deutschen Schützengräben neue Choräle, die einander zu antworten scheinen. Ganz nah bei uns, in den Gräben, fern, bei den Weihnachtsbäumen, rechts, links ertönen Gesänge durch die Entfernung gedämpft. Wie großartig, wie ergreifend sind diese Hymnen, deren tiefe Akkorde über die weite Totenebene schweben. . . .

Eine Zeitlang ist wieder alles still. Dann setzt die Feier abermals ein. Es ist wieder ein unbekannter Choral, der von links, von den entferntesten deutschen Schützengräben zu uns dringt. Der Sänger muß auf den Feldern am Ende der Linie stehen. Er muß gegen uns zu marschieren, während er langsam den feindlichen Stellungen entlang geht; denn seine Stimme nähert sich unmerklich und wird stärker. Von Zeit zu Zeit hält sie an, und dann antworten Hunderte von Stimmen im Chor einige Sätze, welche den Refrain der Hymne bilden. Dann nimmt der Solist seinen Gesang wieder auf und kommt näher. Woher er kommt? Jedenfalls aus weiter Ferne, denn unsere Jäger haben ihn schon während einiger Zeit gehört, bevor sie sich entschlossen haben, mich zu rufen. Wer ist dieser Mann, der die Mission haben muß, die ganze Front abzuschreiten, und den jede deutsche Kompagnie zu erwarten scheint, um mit ihm zu beten? Ein Pfarrer jedenfalls, der den Kämpfenden die Heiligkeit dieser Nacht und den Ernst der Stunde ins Gedächtnis rufen will.

Ich sehe nach unserer Seite. Alle Mannschaften sind wach und aufgestanden. Alle sind auf die Erdstufe gestiegen, einige haben den Graben verlassen und sind auf dem Feld, das Ohr dem unerwarteten Konzert hingeneigt. Keiner ärgert sich und keiner spottet. Es ist eher ein Gefühl des Bedauerns, das sich im Gesicht und in der Haltung der mir Zunächststehenden ausdrückt. Und doch wäre es so einfach, dieser Szene ein Ende zu machen: eine Salve von der Abteilung hier, und alles wäre still, alles würde in die Ruhe der anderen Nächte versinken. Aber niemand denkt daran. Jeder unserer Jäger würde das Feuer auf die betenden Soldaten als Entweihung empfinden. Wir fühlen, daß es Stunden gibt, in denen man vergessen kann, daß man hier ist, um zu töten. Das würde uns nicht verhindern, im nächsten Augenblick unsere Pflicht zu tun. Die Stimme entfernt sich; sie nähert sich ruhig den Gräben, wo sich die beiden Linien auf 50 Meter Distanz gegenüber liegen.

Päng! Ein Schuß ist gefallen.

Oh, die unvernünftige Kugel, die die Luft zerschnitten und vielleicht ihr Ziel erreicht hat! Sofort ist alles verstummt. Kein Schrei, kein Fluch, keine Klage. Jemand da unten glaubte, ein gutes Werk zu tun, indem er auf diesen Mann zielte. Wie schade! Wir werden nichts dadurch gewinnen, daß wir sie verhindert haben, Weihnachten auf ihre Art zu feiern, und es wäre edler gewesen, unsere Schüsse zu sparen.

Reiterstandbild des Generals Boroevic.

Der Bildhauer Franges in Agram arbeitet an einer Reiterstatue des Generals Boroevic, die aus dem Metall von durch K. u. K. Soldaten vor dem Feind gesammelten italienischen Schrapnellringen gegossen werden soll.

Die Flucht der Flieger.

Französische Ehrenmänner.

Eine fast unglaubliche Geschichte aus der Schweiz.

Aus der Schweiz wird der „B. Z." geschrieben: Die Pariser Blätter klären uns über die rätselhafte Flucht der beiden französischen Flieger aus den Kasernen in Zürich in einer Weise auf, die in der ganzen Schweiz sehr unangenehm überraschen muß.

In Evian am französischen Ufer des Genfer Sees langte nämlich am 28. Dezember abends ein Motorboot an, dem die beiden in der Schweiz internierten französischen Flieger Sergeant Georges Madon und Unteroffizier René Chatelain entstiegen. In ihrer Begleitung befand sich der als Rekonvaleszent nach Zürich entlassene französische Territorialsoldat Beck und ein anscheinend sehr kranker Schweizer, wie sich nachträglich herausstellte, der Schweizer Landwehrmann Wüst.

Die beiden Aviatiker waren seit dem 2. April in der Schweiz interniert, da sie auf schweizerischem Boden hatten landen müssen. Man ließ ihnen, nachdem sie ihr Ehrenwort gegeben hatten, nicht zu entfliehen, die größten Freiheiten. Sie behaupten, später ihr Ehrenwort zurückgenommen zu haben.

Aber auch, wenn sie es getan haben, so kann dies in keiner Weise ihren heimtückischen Ueberfall auf einen Schweizer Soldaten entschuldigen. Sie verstanden es nämlich, sich mit dem in Zürich als Rekonvaleszenten weilenden französischen Soldaten Beck ins Vernehmen zu setzen. Seine Frau schaffte für sie Zivilkleider an und Beck erwartete sie mit einem Auto in der Nähe der Stadt.

Mit ihrem Begleiter, dem schweizerischen Landwehrmann Wüst, der sie beaufsichtigen sollte, machten sie am 28. Dezember einen Spaziergang in die Umgegend Zürichs. Als sie an der Stelle angelangt waren, wo Beck mit seinem Automobil hielt, sprang dieser aus dem Fahrzeug und alle drei stürzten sich auf den überraschten Soldaten, der nur sein Seitengewehr bei sich hatte. Er wurde niedergeschlagen, am Boden festgehalten, Beck chloroformierte ihn hierauf, man zog ihm eine dichte Kapuze über den Kopf und warf den Bewußtlosen ins Automobil. Die beiden Aviatiker zogen darauf die vorbereitete bürgerliche Kleidung an und fort raste das Auto.

Als man in Zürich ihre Flucht bemerkte, dachte man natürlich nicht daran, daß auf eine schweizerische Militärperson ein so feiges Attentat und ein so heimtückischer Angriff verübt sein könnte, sondern glaubte, Wüst hätte tätig Mithilfe zur Flucht geleistet. Man schickte Telegramme an alle Grenzstationen. Es war aber zu spät. Ueber Bern, Freiburg und Lausanne war die Fahrt in größter Eile nach Ouchy bei Lausanne gegangen. Dort wartete schon seit fünf Tagen ein Motorboot auf die Flüchtigen; die überraschten Zollbeamten konnten es nicht verhindern, daß sie es, mit dem noch immer halb bewußtlosen Wüst (man hatte ihn jedenfalls unterwegs nochmals chloroformiert) bestiegen und eilends davonfuhren. Um 8½ Uhr abends waren sie auf französischem Boden in Evian angelangt.

Die Pariser Blätter sind über diese niederträchtige „Heldentat" entzückt, und „Journal" vom 31. Dezember, um nur ein Blatt anzuführen, schreibt z. B.: „Oh, wie glücklich sind wir, die Hände unserer tapferen und verwegenen Landsleute wieder schütteln zu können, die heute Gegenstand begeisterter Huldigungen der Bevölkerung von Evian sind."

Die Schweizer Behörden werden die Sache wohl etwas anders auffassen: nämlich als ein Verbrechen der Nötigung, des Ueberfalles, der Freiheitsberaubung, der Entführung, ein Attentat auf die Gesundheit eines Schweizer Bürgers und ein schweres Verbrechen gegen die staatliche und Militärhoheit der Schweiz. Vorläufig ist der Führer des Autos, der ein Freund von Beck war, aufgespürt und verhaftet worden. Er führt einen ebenso „unfranzösischen" Namen wie Beck selbst. Er heißt nämlich — Bülow!

Wie die „Neue Zürcher Zeitung" meldet, werden die beiden französischen Flieger, die aus der Kaserne in Zürich entflohen, bis zur Beendigung der von den französischen Militärbehörden angeordneten strengen Untersuchung in der Kaserne des 11. Jäger-Regiments in Nancy interniert. Sollte die Untersuchung ergeben, daß die Flucht unter einem Vertrauensmißbrauch bewerkstelligt worden ist, so sollen, wie verlautet, die Flieger veranlaßt werden, in die Schweiz zurückzukehren.

„Belle of France", ein englischer Dampfer von einem Tauchboot versenkt. 19 Laskaren sind dabei umgekommen. Hoffentlich war keiner der neunzehn Laskaren (indische Kulis) amerikanischer Bürger.

* * *

Ein schöner Tag.

Man bespöttelt in einer Abendgesellschaft bei Mr. Asquith den Aberglauben. „Und doch ist manchmal ein bißchen was dran," sagt der Hausherr. „So zum Beispiel neulich morgen: Beim Aufwachen klingt mir das rechte Ohr. Ich frage meine Frau, was das wohl zu bedeuten habe. Du kriegst sicher noch was gutes zu hören heute, antwortete sie. — Und richtig, nachher beim Frühstück kommt eine Ordonnanz vom War Office und meldet, daß die Telegramme von den Kriegsschauplätzen — ausgeblieben seien!"

Schuldkonto des Königs Albert.

Belgische Bilanz.

Die Abrechnung eines Belgiers fällt für die Alliierten schlecht aus.

Ein Belgier, der unter dem Pseudonym Frédéric Thomas Grainborge schreibt, veröffentlicht eine Schrift unter dem bezeichnenden Titel „Der verhängnisvolle Eigensinn", die er mit der Frage nach der Verantwortlichkeit eröffnet, von der er sagt, daß sie unangenehm sei für diejenigen, welche die Belgier auf Gedeih und Verderb in diesen Krieg hineingezerrt haben. Er fügt sofort die weitere Frage hinzu: „Sind wir gut regiert gewesen?", eine Frage, die er mit Nein beantwortet, weil Regieren soviel heiße wie Vorhersehen, und weil die Regierenden Belgiens alles andere eher als Voraussicht an den Tag gelegt hätten. Der Unsicherheit der belgischen Neutralität hätten die belgischen Regierungen niemals Rechnung getragen, und sie hätten ein schlechtes Gedächtnis bewiesen. Im Schloß des Ministers Napoleons III., Rouher, habe man Aktenstücke aus dem Jahre 1866 gefunden, die vollständige Instruktionen mit Bezug auf eine Annexion Belgiens enthielten, und Emil Ollivier habe nach 1870 geschrieben: „Wären die Franzosen siegreich gewesen, so hätte es die ganze Welt völlig gerechtfertigt gefunden, wenn Belgien französisch geworden wäre." Und England habe durch den Mund Greys und Asquiths im Parlament mit zynischer Offenheit erklärt, daß es in den Krieg eingetreten sei, nicht weil Deutschland den belgischen Boden betreten habe, sondern wegen des englischen Interesses. Dieses Interesse sei die belgische Küste, der Angelpunkt des gegenwärtigen Krieges. Die belgische Neutralität hätte also gegenüber den Garantien der Neutralität mißtrauisch sein müssen. Die Militärs hätten sich, legt der Verfasser weiter dar, über die Schlagfertigkeit und Schlagkraft Deutschlands getäuscht. Frankreich und England hätten ihre besonderen Gründe für den Krieg gehabt, die belgische Regierung hätte aber vertrauensselig angenommen, England habe Belgien unterstützt, um sei. Neutralität aufrecht zu erhalten.

Wenn das wirklich eine Absicht gewesen wäre, schreibt der Verfasser, so hätte eine englische Armee am 3. August ausgeschifft werden müssen, um den Belgiern zu helfen, die Deutschen zurückzutreiben und nicht etwa nur eine armselige Division von 8000 Mann in Antwerpen, die sich noch dazu vor der Uebergabe der Festung wieder eingeschifft hat. Ebenso hat uns Frankreich die Aufgabe überlassen, die Deutschen zurückzudrängen, anstatt vor der Einschließung von Lüttich mit wenigstens fünf Korps uns zu Hülfe zu kommen, nach der Ansicht des Generals Ducarme. Die Regierung hätte, als sie sah, daß wir im Stich gelassen waren, die Schlußfolgerungen aus dieser Lage ziehen müssen, denn wir wollten und durften nicht an einem Kriege teilnehmen, weder zu Gunsten der einen, noch der anderen.

Der Verfasser verweist dann auf den blitzschnellen Verlauf der deutschen Operationen. Es sei ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte, daß eine Festung wie Lüttich in einer Woche gefallen wäre. „Die Regierung hätte daraus sofort die Schlußfolgerung ziehen müssen; nutzlosen Widerstand zu leisten, zwecklos Blut zu vergießen, eine völlige Niederlage zu riskieren, das Land dem Verlust seiner Unabhängigkeit auszusetzen, war danach ein schuldhaftes Verhalten." Sodann verweist der Verfasser auf das Angebot des Kaisers vom 9. August und sagt, daß Belgien mit der Annahme dieses Angebotes unabhängig und unversehrt geblieben wäre, nachdem die militärische Ehre gewahrt gewesen sei. „Wollten wir in den Krieg eintreten?" fragte der Verfasser und antwortet entschieden: „Nein, wir wollten nur unser Land beschützen." Deutschland habe nur durch Belgien marschieren wollen, das hätte die Regierung annehmen müssen. Belgien hätte damit den Verdacht vermieden, daß es Frankreich unterstützen wolle, und bewiesen, daß es nicht mit Frankreich und England durch einen Vertrag verbunden sei. Der Verfasser verweist darauf hin, daß der König dem Einfluß seines militärischen Erziehers, des Generals Jungbluth, und des Ministers de Broqueville unterlegen sei, die beide ergebene Freunde Frankreichs seien, und er habe eine außerordentlich große Meinung von der englischen Seemacht gehabt. Diese, sowie die ungeheuren Zahlen der russischen Heeresmacht hätten ihn überzeugt, daß Deutschland vernichtet würde. Aber Belgien hätte nicht an diesem Kriege teilnehmen dürfen, sondern lediglich kalt und ohne Parteilichkeit seine Interessen verteidigen müssen. „Leopold II. hätte in dieser Lage, angesichts der Ueberlegenheit der deutschen Artillerie, die Hand Wilhelms II. nicht zurückgestoßen," sagte der Verfasser und fügt hinzu: „Dieser Herrscher, dem Belgien alles verdankt, kannte das perfide Albion und mißtraute ihm immer."

Der Verfasser schließt seine bemerkenswerten Betrachtungen mit einer Aufzählung der verschiedenen Arten, auf die Belgien nach dem Einmarsch der deutschen Truppen hätte Stellung nehmen können, und kommt zu dem Schluß: Wenn man den Kampf aufnahm, hätte man ihn angesichts des Mangels einer Unterstützung durch die Heere der Garantiestaaten und des Falles von Lüttich einstellen und die Vorschläge des Feindes annehmen müssen. So wäre der Krieg zwischen Deutschland und uns, militärisch ehrenvoll und korrekt im Hinblick auf unsern Wunsch, neutral zu bleiben, in einer Woche beendigt gewesen, während er jetzt noch andauert. Der Eigensinn des Königs, der den Kampf fortsetzte, trotz unserer Unterlegenheit und trotzdem wir von den Garantiestaaten in der Stunde der Not schimpflich im Stiche gelassen waren, hat Belgien in die Lage gebracht, in der es sich jetzt befindet: eines Teiles seines Heeres, aller festen Plätze, fast seiner ganzen Küste verlustig, welche die allmächtige englische Flotte uns nicht hat zurückerobern können, verlustig fast unseres gesamten Landgebiets, seit 15 Monaten unter der Okkupation, unter Auferlegung einer Kontribution von bis jetzt 500 Millionen Franken, während der belgische Handel dieselbe Summe hätte verdienen können, wenn der 9. August den Frieden gebracht hätte. Dabei sind die Verluste nicht gezählt, die uns die starrköpfige Abwesenheit von 700,000 Belgiern verursacht, die ihr Geld im Ausland verzehren, nicht gerechnet die Verbringung des Schatzes der Nationalbank nach London, der sicherlich verausgabt ist, und eine Vermehrung der belgischen Staatsschuld um 1½ Milliarden in Anleihen. Das ist unsere Bilanz!

Die Tiroler in Rußland.

Acht gegen Hundert.

Der wütende Tscherkessenoffizier, den seine Wut das Leben kostete.

In der Wiener „Reichspost" schildert ein österreichischer Hauptmann einen Gefechtstag aus den Novemberkämpfen im Norden, bei denen unter andern Truppen auch ein Tiroler Landesschützenregiment gegen die Russen stand. Der Erzähler kommandierte eine Kompagnie der Schützen und führte mit ihr nach einem Feuergefecht einen Trupp Feinde, der sich vor einem Wald ausgebreitet hatte, einen Bajonettangriff aus, der ihm vierzig Gefangene brachte. Beim weiteren Vorgehen traf er an der Spitze einer aufklärenden Patrouille von acht Mann gegen weit überlegene russische Infanterie und abgesessene Tscherkessenreiter.

„Ich machte nun," erzählt der Hauptmann, „meine Leute darauf aufmerksam, daß wir bloß acht Mann seien, aber für mindestens achtzig schreien müßten, um dem Feind unsere Minderzahl zu verbergen. Nun konnte es losgehen. Mit gepflanztem Bajonett krochen wir vorsichtig und ungesehen in unserer breiten Frontausdehnung die Höhe hinauf. Oben angelangt, stießen wir auch schon auf die überraschten Russen. Mit einem entsetzlichen Gebrülle stürzte unser kleines Häuflein Landesschützen mit dem Bajonett auf den Feind, der mindestens hundert Mann zählte. Es war ein furchtbarer Augenblick. Vor uns die ungeheure Uebermacht, die uns mit Leichtigkeit vernichten konnte. Aber die unvergleichlich braven Tiroler wüteten mit Bajonett und Kolben in der Masse der Russen und Tscherkessen. Ein Teil flüchtete sich bald in den Wald, was nicht tot oder verwundet am Boden lag, warf die Gewehre fort und ergab sich. Ein Tscherkessenoffizier, ein wahrer Hüne von Gestalt, der in seiner malerischen Kleidung wahrhaft theatralisch wirkte, raste wie ein Wilder. Er schoß zuerst an sechs Schüsse auf mich ab, ohne zu treffen. Dann hieb er in der unbarmherzigsten Weise mit einer Nagaika auf die sich ergebenden russischen Soldaten ein. In dem entsetzlichen wüsten Gedränge sah ich, wie der Offizier in verzweifelndem Tone laut gegen den Wald rief und seine wiederholten Kommandorufe durch Zeichen ergänzte, welche er mit der in der linken Hand gehaltenen Knute erteilte. Er rief offenbar Hilfe herbei, dies mußte verhindert werden. Ich sprang auf ihn zu und streckte ihn durch einen Pistolenschuß nieder... Die um mich herum gefangenen Russen baten händeringend um Gnade und um Abschub zu den Unsrigen. „O moj kochan komendant!" riefen sie mir in einemfort zu. Dem gefallenen Tscherkessenmajor nahm ich die Waffen und die Kartentasche ab."

Fröhliches Neujahr.

Ein wertvolles und seltenes Neujahrsgeschenk wurde dem auf Urlaub in Altheim befindlichen Wehrmann Adof Niedermann zuteil. Bei seinem Aufenthalt an der Westfront bewirkte eine in seiner Nähe platzende feindliche Granate bei ihm eine Stimmbänderlähmung. Trotz ärztlicher Behandlung konnte er sich nur flüsternd verständlich machen. Als er nun am Neujahrsmorgen zum Bahnhof nach Frickingen ging, bekam er plötzlich furchtbare Schmerzen und er merkte, daß er wieder sprechen konnte. Seine Stimme ist, wenn auch noch etwas belegt, so doch beinahe so kräftig wie früher.

* * *

Eine niederländische Messe.

Het Centrum vernimmt, daß der Verein niederländischer Fabrikanten den Plan gefaßt hat, eine niederländische Messe zu organisieren, wie diese für Deutschland jährlich in Leipzig abgehalten wird und seit Ausbruch des Krieges auch in England organisiert wurde. Der Zweck dieser Messe ist, ein vollständiges Bild von der niederländischen Industrie auf allen Gebieten zu geben und auch die einheimische Industrie zu fördern. Diese Messe wird in der Mitte des Landes, und zwar in Utrecht, abgehalten werden.

Eine Flugblätter-Offensive.

Gleichfalls ein Fehlschlag.

Die von den Franzosen herausgegebene deutsche „Feldpost".

Das völlige Fehlschlagen der großen Offensiven scheint auch in Frankreich allmählich die Ueberzeugung geschaffen zu haben, daß Deutschland militärisch nicht zu besiegen ist. Denn nur so ist es zu erklären, daß die Franzosen mit den merkwürdigsten und komischsten Mitteln das Kriegsglück für sich günstig zu gestalten versuchen. Was der mehrtägige Eisenhagel bei den Offensiven nicht vermochte, das wollen jetzt die Franzosen durch Flugblätter, deren Inhalt geradezu kindisch anmutet, erreichen: sie wollen die feste deutsche Front durch Ueberredungskünste erschüttern.

Französische Flieger werfen, so lesen wir in der „Frankf. Ztg.", ganze Pakete von Flugblättern, in denen die Lage Deutschlands als trostlos und der Sieg Frankreichs als sicher bezeichnet wird, auf die deutschen Schützengräben und zu der deutschen Bevölkerung in den Grenzgebieten herab. Aber anscheinend reicht das französische Fliegerkorps nicht aus, und so sind die Franzosen darauf verfallen, kleine Kinderballons, wie sie in Deutschland das harmlose Kindergemüt erfreuen, mit Flugblättern beschwert, in großen Massen loszulassen, damit sie zu den deutschen Schützengräben und zu der Bevölkerung hinter den Schützengräben von dem Winde getrieben werden. Aber noch nicht genug damit, sie haben durch große Papierballons, die durch heiße Luft beflügelt werden, so wie wir es bei Volksbelustigungen in Deutschland in Friedenszeiten kennen gelernt haben, Pakete mit Flugblättern nach den deutschen Gebieten tragen lassen. Um die Tragkraft dieser Ballons möglichst groß zu gestalten, hat man ihnen einen Durchmesser bis zu drei Metern gegeben.

Mit der systematischen Bearbeitung der deutschen Front durch Flugblätter begannen die Franzosen im Oktober. Zunächst wurde die deutsche fünfte Armee stark damit bedacht. Aber nach und nach erstreckten sich diese humoristischen Flugblattaufklärungen auf alle deutschen Truppenteile. Vom November ab wurden auf diese Weise auch Aufrufe an die französische Bevölkerung in den von uns okkupierten französischen Departements verbreitet, und schließlich verfielen die Franzosen gar darauf, bis weit nach Deutschland hinein ihre Ueberredungskünste mit Hilfe von Flugblättern wirken zu lassen. Sie haben damit selbstverständlich nur einen großen Heiterkeitserfolg erzielt. Zunächst verbreiteten sie den inzwischen schon bekannt gewordenen offenen Brief eines angeblichen deutschen Kriegsgefangenen an seine Kameraden, worin die Entstehungsgeschichte des Krieges in der unerhörtesten Weise gefälscht wird und die Franzosen als die harmlosesten und friedlichsten Gemüter hingestellt werden. Dann folgten andere Tendenzschriften, und jetzt verbreiten sie durch ihre Flieger- und Gummiballontätigkeit sogar eine Art von Zeitung, die sogenannte „Feldpost", von der bis jetzt drei Nummern erschienen sind.

Diese „Feldpost" trägt am Kopfe den preußischen Adler und darunter befindet sich ein wehendes Fahnenband in schwarz-weiß-roter Farbe. Stilistisch ist diese „Feldpost" ganz gut abgefaßt. Die Franzosen verfügen ja auch über eine Anzahl von Ueberläufern, die der Vaterlandsverrat bei ihnen zu hohen Ehren hat kommen lassen. Der Inhalt setzt sich aus demselben Schwindel zusammen, den wir aus der französischen Presse hinreichend kennen. Es wird darin den deutschen Soldaten eindringlich vorgeredet, sie könnten keinen Winterfeldzug mehr führen, es hätte auch keinen Zweck, Frankreich und seine Alliierten würden doch siegen. Es wird von den unerschöpflichen Massen Rußlands gefabelt, es werden deutsche Verluste und Niederlagen teils zu Lande, teils zu Wasser erdichtet, und schließlich kommt eben wieder alles darauf hinaus, daß Deutschland dem Hungertode geweiht sei. Um das zu beweisen, werden tendenziöse Zitate aus deutschen Zeitungen angeführt, und der endgültige Sieg werde bei der „Grande Nation" sein. Bei der Auswahl der Zeitungsstimmen wirkt es komisch, welche Blätter da als Kronzeugen für die willkürlichen Behauptungen herangezogen werden. Der Heiterkeitserfolg, den die Franzosen damit bis jetzt erzielt haben, wird noch dadurch verstärkt, daß die „Daily Mail" diese „Feldpost" als ein deutsches Erzeugnis hinstellt, das beweise der deutsche Adler und das schwarz-weiß-rote Fahnenband. Und nun folgert dieses englische Blatt daraus, an der deutschen Front müsse starke Mißstimmung herrschen, daß schon solche die deutsche Lage außerordentlich ungünstig schildernde Flugblätter verbreitet würden.

Frauenarbeit im Krieg.

Das erste Fräulein Tischlermeister, Frl. Moest in Kaufbeuren, von der neulich berichtet wurde, ist, wie aus einer Zuschrift an „die Holzwelt" hervorgeht, — das zweite Fräulein Tischlermeister. Schon früher hat Frl. Bally Lortsch, die Tochter des Oberbürgermeisters von Libau, eine Deutschrussin, 1913 bei dem Ausschuß der Kasseler Handwerkskammer ihre Tischlerprüfung mit Auszeichnung bestanden. — Als erster weiblicher Brennereimeister ist auf dem Domanium Oberzauche (Kreis Glogau) die junge Frau des im Felde weilenden Brennereimeisters tätig.

Feldpostbrief eines Ulanenoffiziers.

In Kurland.

Die deutschen Provinzen Rußlands, die auf Erlösung warten.

Kurland ist wundervoll. Es ist für uns auch von hoher politischer Bedeutung. Niemand würde heute daran denken, Ostpreußen aufzugeben. Hier ist der Boden noch besser, die Wälder sind größer, Braunkohle soll auch viel vorkommen. Ihr müßt dafür arbeiten, daß Kurland deutsch wird.

Der Einwand, daß wir dann mit Rußland nie Frieden bekommen würden, ist ganz grundlos. Als ob man mit den Russen, die uns hassen, anders verfahren kann, wie mit Gewalt. Die Frage, hie Germanen, hie Slaven, ist aktuell geworden! Es handelt sich heute nur darum, wer der Mächtigere bleibt. Der Erwerb solch weiter Landstriche, wo alle Vorbedingungen für das Deutschtum gegeben sind, ist eine enorme Stärkung unseres Landes. Kurland darf auf keinen Fall wieder herausgegeben werden.

Wie weit Livland und Estland einbezogen werden können, darüber entscheidet der Krieg. Wenn der Deutschorden solche Gebiete kolonisieren konnte, so dürfte das deutsche Reich wohl auch nicht zu schwach dazu sein.

Die ganze hier kämpfende Armee ist von diesem Gedanken erfüllt. Sie hat nur die Befürchtung, daß das Land beim Friedensschluß dennoch wieder herausgegeben werden könnte.

Wir werden aber auf die Dauer nur bestehen können, wenn wir im Anschluß an Deutschland unsern Volksüberschuß ansiedeln. Sonst geht er uns, — wie bisher — in den andern Erdteilen verloren.

Da jeder russische Bauer fast zehn Kinder hat, so ist Rußland bald in der Lage wieder Krieg zu führen. Es muß niedergezwungen werden. Dafür müssen wir kämpfen. Wir müssen uns selbst so stark machen, daß die ganze Welt uns fürchtet! Sonst geht es genau wie vor dem Krieg. Die schönste Aufgabe zu Haus muß jetzt sein, mit aller Macht für ein größeres Deutschland zu arbeiten.

Ueber die russische Gefahr und Frage ist man sich bei uns immer noch nicht klar. Das Expansionsbedürfnis des russischen Bauern ist ebenso, wie seine Kinderzahl gewaltig. Er will immer neue Gebiete erobern um sie zu besiedeln. Haben doch die Russen in Ostpreußen oft ihre Namen an die Häuser geschrieben, um zu zeigen, daß sie sich dort niederlassen wollen. Da der Russe extensiv wirtschaftet, so ist das gute Land hier vergeben.

Eine gewaltige germanische Kolonisierung muß in die Wege geleitet und Rußland zurückgedrängt werden. Das Deutschtum hier wäre, glaube ich, bald von den Russen vernichtet worden. Es sind sehr sympathische Menschen diese Kurländer, aber ich glaube, ein Teil von ihnen war schon des nutzlosen Kampfes müde. Die Frauen sind im allgemeinen zäher und energischer, z. T. ganz großartig. Der Krieg hat sie um vieles gebracht, Vieh, Inventar, Ernte sind zum großen Teil vernichtet. Viele können sich nicht entschließen, auf ihre Güter zu gehen, sie können einem leid tun, besonders wegen ihrer Familie.

Es ist für uns aber sehr wichtig, daß ein guter Stamm der alten adeligen Besitzer erhalten bleibt und so habe ich mit ihnen Manches verhandelt, besonders über die wirtschaftlichen Fragen. Es kommen in der nächsten Zeit wohl einige Herren nach Deutschland, um Rat und Hilfe zu erbitten. Nehmt Euch ihrer an!

Kurland, von einem russischen Kaiser das Gottesländchen genannt, ist eine Perle. Hier kann man noch viele Ansiedlungen gründen, denn auch der Wald steht auf gutem Boden! Alles gedeiht prächtig. Viel Domanialland gibt es auch.

Bekommt aber Rußland das Land zurück, dann sind alle Deutschen verloren und eine Million russischer Bauern sitzen als unsere wenig angenehmen Nachbarn darin. Man könnte ganze niederdeutsche, westfälische, hannöver'sche oder mecklenburgische Dorfschaften hinversetzen. Niedersachsen gehören hierher, wie ja auch die meisten Adelsfamilien aus Westfalen stammen, wie die Rönnes, Pahlens, Ropps, Behrs, Hahns usw.

Ich lernte eine Menge Herren kennen und habe einige bestimmt, nach Deutschland zu fahren, um zunächst einmal wegen der wirtschaftlichen Fragen Hilfe zu erbitten. Es muß mehr geschehen, um die Früchte zu retten.

Aber nicht nur das Land ist so schön, auch die Städte machen einen netten Eindruck. Gestern ritten wir durch H. Es ist ähnlich einer mecklenburgischen Landstadt. Ein hübsches Bild. Ich unterhielt mich lange mit den deutschen Bewohnern. Sie alle, die Kaufleute, Bureaubeamte u. s. w. sind begeisterte Deutsche. Hoffentlich gehen wir bald auf Riga, diese schöne Stadt darf den Russen nicht bleiben. Sie sollen ja auch dort schon alles verwüsten, bezw. fortschleppen, wie 1812. Sie haben in ihrem Unverstand auch glücklicherweise Letten wütend gemacht, weil sie dieselben zwangen, ihr Getreide grün abzumachen und die Kartoffeln umzupflügen. Es sollte, wie zu Napoleon's Zeit alles vernichtet werden. Da die Letten Protestanten sind, wird es überhaupt nicht so schwierig sein, sie für Deutschland bei guter Verwaltung zu gewinnen, zumal sie ja auch ihre bisherige Kultur und Schulbildung den deutschen Grundbesitzern und Geistlichen verdanken.

Auch die zu den Gütern gehörigen Bauern machen einen ganz deutschen Eindruck. Nur die jetzt geflohene sogenannte russifizierte Intelligenz darf nicht wieder in das Land hinein.

Die Helden von Kamerun.

Bericht eines Neutralen.

Deutschland kann stolz sein auf die Helden seiner Schutztruppe.

Amtlich wurde gestern aus London über die Kämpfe in Kamerun bekannt gegeben: „General Dobell berichtet in einem Telegramm vom 1. Februar, daß die Kolonne des Oberst Haywood am 25. Januar unter geringen Verlusten Daing besetzt und daß der Oberst zwei Tage später nach einer Niederlage des Feindes in einem weiteren Gefechte Man genommen habe. Diese Kolonne ist in Fühlung mit den französischen Truppen unter Oberst Lemeillour, welche in Ambam stehen. Eine andere britische Kolonne unter Oberst Coles hat am 28. Januar Lolodorf besetzt. Große Kolonnenzüge bringen weiter nach Muni in Spanisch-Guinea über."

Im Anschluß hieran bringen wir folgenden Bericht der „Frankf. Ztg." vom 11. Januar:

Nach einer Meldung des Reuterschen Bureaus soll, wie schon berichtet wurde, Jaunde, das Zentrum der Verteidigung Kameruns, am 1. Januar in die Hände der Feinde gefallen sein. Unsere Kameruner Schutztruppe hat indes die Waffen noch nicht gestreckt, sondern sich kämpfend zurückgezogen.

Diese Nachricht kommt nicht überraschend, nachdem bekannt geworden war, daß Engländer und Franzosen von drei Seiten konzentrisch mit überaus starken Streitkräften gegen Jaunde vorrücken. Ob an den Fall Jaundes sich auch die Uebergabe unserer Schutztruppe anschließen muß, oder ob es dieser gelingen wird, sich noch längere Zeit zu verteidigen, läßt sich von hieraus nicht übersehen. Die Tatsache indes, daß die Schutztruppe sich der drohenden Umklammerung entzogen hat, läßt darauf schließen, daß der Fall Jaundes vorausgesehen und eine neue Verteidigungsstelle rechtzeitig vorbereitet wurde.

Noch vor kurzer Zeit war die Lage für unsere Truppen durchaus aussichtsvoll. Ein Neutraler, der aus Kamerun benachbartem neutralen Gebiet Privat-Nachrichten erhalten hat, schreibt uns über die Lage Anfang November 1915 folgendes: „Ihre Gegner suchen, wie ja schon bekannt, die für die Verteidigung Kameruns so wichtige Stellung von Jaunde schon seit Jahresfrist zu erobern, bisher immer vergeblich. Gelang es ihnen einmal unter Aufbietung aller ihrer den Deutschen weit überlegenen Kräfte vorzudringen, so erfolgte bald darauf wieder ein erfolgreicher deutscher Gegenstoß, der sie wieder zurückwarf. Trotzdem manches recht knapp geworden ist, auch Lebensmittel — verschiedene Eingeborenenbezirke sind vom Hunger bedroht — ist der Mut der tapferen deutschen Verteidiger ungebrochen. Sie wissen auch sich zu behelfen. Aus Maismehl werden Brote gebacken, die auch in Kamerun den Namen K-Brot erhalten haben, gerösteter Mais dient als K-Kaffee. Kartoffeln sind mit gutem Erfolg angebaut, Seife wird aus Palmöl hergestellt. Das zähe Leder der Wute-Schilde wird zu haltbaren Stiefelsohlen verarbeitet. An selbstgefertigten Zigarren ist kein Mangel. Als Erfrischungsgetränk wird ein Zitronenwasser gebraut. Vieh scheint auch noch genügend vorhanden zu sein; wenigstens wird in dem einen uns vorliegenden Schreiben rühmend anerkannt, daß Kamerun sogar noch den an Fleisch notleidenden Orten des spanischen Rio-Munigebietes Vieh abgegeben hat. In den spanischen Gebieten, vor allen Dingen auch auf Fernando Po, ist die Entrüstung über die Engländer allgemein, welche in rücksichtslosester Weise durch Aufbringung der spanischen Dampfer jede Zufuhr nach den spanischen Kolonien verhindern.

Die tapfere Haltung unserer Kameruner Schutztruppe hat bei den Spaniern die höchste Bewunderung erregt. In einem der Briefe heißt es in wörtlicher Uebersetzung: „Daß Kamerun immer noch deutsch ist, verdanken die Deutschen nur ihrer tapferen Schutztruppe. Ganz Deutschland kann mit Recht stolz auf diese Helden sein. Wenn sich nach dem Kriege einmal die Archive öffnen, wird die ganze Welt staunend bewundern, was deutsche Kraft, deutscher Mut, deutsche Fähigkeit und Ausdauer in Kamerun einer gewaltigen feindlichen Uebermacht gegenüber geleistet hat. Schon wiederholt haben die Verbündeten Kameruns Fall prophezeit. Schon im November 1914 äußerte sich ein höherer englischer Offizier, daß im Januar 1915 die deutsche Flagge nicht mehr über Kamerun wehen würde. Im August 1915 erzählte General Dobell, der Oberkommandierende der verbündeten Streitkräfte, einem meiner Bekannten, im Oktober 1915 werde er in Jaunde sein, womit dann das Schicksal Kameruns endgültig besiegelt sein würde. Heute, Ende Oktober, klingen die Siegesprophezeiungen nicht mehr so zuversichtlich, man gibt jetzt den Deutschen in Kamerun noch eine Zeit von 4 bis 5 Monaten."

Wir können wirklich stolz auf unsere Kameruner Helden sein.